

# Ein Lebensbild von Pastor Ewald Nay (1894–1965)

VON REINHARD LEUE

Pastor Ewald Nay war mir persönlich bekannt. Ich war von 1942 bis 1944 in Breslau sein Konfirmand. Das letzte Mal begegneten wir uns im Juli 1961 in Bremen-Grambke. Zu seiner Beerdigung im Oktober 1965 durfte ich nicht reisen. Die Berliner Mauer von 1961 „sperrte uns DDR-Bürger ein“. Als meinem Konfirmator und väterlichen Freund bewahre ich ihm ein dankbares und ehrendes Andenken. Deshalb möchte ich versuchen, von ihm ein Lebensbild zu zeichnen, obwohl es dafür nicht allzu viele Quellen gibt. Weil Pastor Ewald Nay von 1946 bis 1962 aktiver Pfarrer der Bremischen Kirche war, konnte ich seine ehemalige Personalakte im Landeskirchlichen Archiv in Bremen 40 Jahre nach seinem Tode einsehen. Als Zeugnis für seine Person dienen auch einige persönliche Briefe an mich, die ich aufbewahrt habe, und Erlebnisberichte, die ich aus Gesprächen mit ihm 1953, 1957 und 1961 erfuhr. Über seine Zeit 1945/46 unter russischer bzw. polnischer Herrschaft in Waldenburg-Altwasser hat Pastor Nay für das Diakonische Werk Stuttgart und für die Bremische Kirche einen ausführlichen Bericht geschrieben, der mir im Wortlaut vorliegt und tiefe Einblicke in seinen Charakter, sein Wesen und seinen Glauben gewährt. Freilich bin ich mir bewusst, dass meine Darstellung durch ein persönliches, herzliches Verhältnis geprägt ist und somit sicher positiv beeinflusst ist.

## DER LEBENS LAUF

Er wurde am 21. Dezember 1894 als ältester Sohn des Pfarrers Paul Nay und seiner Ehefrau Minna, geb. Jack in Finsterwalde/Niederlausitz geboren. Nach dem Besuch der Volksschule ging er auf das Joachimsthaler Gymnasium in Templin/Uckermark und bestand dort im März 1914 sein Abitur, dem sich das Studium der Theologie in Berlin, Heidelberg und Tübingen anschloss. Im Weltkrieg wurde er 1917/18 als Marineinfanterist eingezogen und kämpfte an der Flandernfront. Er schloss 1922 das Theologiestudium mit dem Ersten Examen erfolgreich ab, heiratete 1923 die Schwedin Anna, geb. Bowin. Im Jahre 1924 legte er in Berlin vor dem Konsistorium das Zweite theologische Examen ab und wurde zunächst

vom 1. November 1925 bis 30. November 1929 Pfarrer in Neudorf in der Neumark, nachdem er am 4. Oktober 1925 ordiniert worden war.

Vom 1. Dezember 1929 bis 31. März 1937 folgte er einem Ruf seines Onkels, des Superintendenten Gottfried Nay, Bad Muskau, nach Klitten in der Oberlausitz. Bischof Zänker (Breslau) berief ihn am 1. April 1937 an die Lutherkirche in Breslau, wo er bis Oktober 1944 Dienst tat. Unterbrochen wurde dieser Dienst durch Einzug zum Heer und Teilnahme am Polenfeldzug 1939/40. Ab November 1944 wurde Pastor Nay zum Dienst in Charlottenbrunn/Schlesien und Altwasser bei Waldenburg verpflichtet, da diese Stellen vakant waren. Dort erlebte er den Einmarsch der Roten Armee am 8. Mai 1945 und harrte bei der Gemeinde Waldenburg-Altwater unter russischer und polnischer Herrschaft aus, ehe er am 7. Mai 1946 von den Polen ausgewiesen wurde. Seine kranke Frau Anna, welche die schwedische Staatsangehörigkeit hatte, wurde im November 1945 auf Veranlassung ihrer schwedischen Verwandten durch einen englischen Offizier abgeholt und über Warschau in ihre Heimat gebracht. Nays hatten keine eigenen Kinder, sie war 11 Jahre älter als er. Sie adoptierten aber einen Sohn Herbert, der im Mai 1945 mit 20 Jahren in russischer Gefangenschaft starb.

Vom 1. September 1946 bis zu seiner Emeritierung am 31. Juli 1962 war Ewald Nay Pfarrer der Bremischen Evangelischen Kirche in Bremen-Grambke. Nachdem seine erste Frau 1958 oder 1959 in Bremen gestorben war, heiratete er die Kriegerwitwe Helene Schöpke, die Nays vorher den Haushalt geführt hatte. Nach schwerer Krankheit (Krebs) verstarb Ewald Nay am 4. Oktober 1965 und ruht auf dem Grambker Friedhof.

#### DER MENSCH EWALD NAY

Was war Ewald Nay für ein Mensch? Er verfügte über humanistische Bildung, war ein feinsinniger, nachdenklicher Mann. Zugleich war er ein gütiger, freundlicher Mensch, der mit seinem feinen Lächeln und in seiner vornehmen, stillen Art Menschen gewinnen konnte, ohne sie zu überrumpeln oder zu bevormunden. Auch wollte er nie seine geistige Überlegenheit herauskehren. Man fühlte sich in seiner Gegenwart angenommen und beachtet. Die Teilnahme am Ersten Weltkrieg hat ihn tief erschüttert, aber in seinem Wesen und Charakter nicht verändert. Sein Glaube wurde dabei sicher auf eine harte Probe gestellt, hat sich aber bewährt. Im November 1918 erfolgte die Heimkehr von der Flandernfront über eine Rheinbrücke, wobei meuternde Revolutionssoldaten allen Heimkehrern die Hoheitszeichen abrissen, was ihm wehtat, so erzählte er einmal. Nach Beendigung des

Studiums erlebte er die Inflationszeit in Deutschland. Da er nichts besaß und auch durch sein Elternhaus keine Unterstützung zu erwarten hatte (der Vater war unterdessen verstorben), ging er wie damals viele Deutsche ins Ausland (Schweden), um dort zu arbeiten. Er fand für ein Jahr auch Anstellung bei einer schwedischen Bank und verdiente so harte Währung. Dort begegnete er seiner ersten Frau, mit der er sich eine bürgerliche Existenz aufbaute, die dann 1945 mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges zerstört wurde. Seine Breslauer Wohnung im Pfarrhaus der Lutherkirche Marienstraße 2/3 wurde in die Luft gesprengt, weil der nationalsozialistische Gauleiter Karl Hanke zwischen Kaiserbrucke und Scheitniger Stern ein Rollfeld für einen Flugplatz anlegen ließ. über den Verlust seines Adoptivsohnes Herbert, der 1945 in sowjetischer Gefangenschaft in Mitau starb, kam er schwer hinweg und hat dann wohl mich als Sohn betrachtet, der ich meinen Vater während der Konfirmandenzeit in Stalingrad verlor. Er kümmerte sich um mich, nachdem ich ihn in Bremen wieder gefunden hatte, und wollte mich 1953 nach dort holen. Nay war zu diesem Zeitpunkt fast 60 Jahre alt und merkte ein Nachlassen seiner Kräfte. Es gelang ihm, in Bremen-Grambke, einer wachsenden Vorortgemeinde, eine zweite Pfarrstelle zu errichten, ließ für mich eine Wohnung im Gemeindehaus ausbauen und lud mich ein, mich um die neue Pfarrstelle zu bewerben. Wir hatten sogar ein Gespräch mit Präsident Donandt, und ich durfte im Herbst 1953 in Grambke predigen. Meine Mutter und meinen Bruder, der Abiturient war und in der DDR nicht studieren durfte, sollte ich mitbringen. Nay war menschlich enttäuscht, als ich dieses Ansinnen ablehnen musste, da ich die DDR (wir sagten damals noch Ostzone) nicht verlassen wollte, sondern dort meinen Auftrag sah. Wir jungen Pfarrer wurden gebraucht. Ich hätte freilich in Bremen Anstellung gefunden; denn die Bremische Kirche war die einzige in der BRD, die innerhalb der EKD nicht unterschrieben hatte, keine Pfarrer aus dem Osten aufzunehmen. Nay brachte aber meiner Haltung großes Verständnis entgegen, hatte er doch in Schlesien ähnlich ausgeharrt. Ich durfte aber mehrfach bei ihm Urlaub machen, und er hat mich unterstützt – nicht mit Lebensmittelpaketen, sondern mit einem Anzug und theologischer Literatur, die er mir zu schicken nicht müde wurde, obwohl viele Bücher mich nicht erreichten und beschlagnahmt wurden. Wir pflegten regelmäßig Briefwechsel, und er nahm regen Anteil an meinem Schicksal (Hochzeit, Kinder, Pfarrstellen). Ewald Nay hat auch gelegentlich kleine Gedichte verfasst, von denen ich noch zwei besitze. Sie geben Einblick in sein Wesen und seine Frömmigkeit.

*Morgengebet*

Die Nebelfahnen wehen,  
zerflatternd sie vergehen im leichten Morgenwind.  
Das Dunkel muss nun weichen,  
die Sterne rasch erleichen: Die Sonnenstrahlen Sieger sind.

Laß mich mein Werk beginnen  
mit neugestärkten Sinnen! Schenk' einen guten Tag!  
Leit' mich auf rechten Wegen  
und gib mir deinen Segen zu allem, was ich schaffen mag.

*Lebenswanderung*

Jeder Weg beginnt im Tal,  
wo der Kindheit Blumen blühen,  
und er endet doch einmal  
auf dem Grat nach vielen Mühen.

Immer off'ner wird der Blick,  
jeder Schritt erschließt uns Weiten.  
Aber schauen wir zurück,  
liegen fern des Tales Breiten.

Doch nur vorwärts führt der Pfad,  
niemand kann im Tal mehr gehen.  
Wer den Berg erstiegen hat,  
tut nicht gut, zurückzusehen.

Er war ein aufrichtiger Mensch, der auch seine tiefe Bestürzung kundtun konnte, wenn ihn jemand belog oder enttäuschte. Seine Krankheit, die ihn vorzeitig in den Ruhestand gehen ließ und die sich dann ständig verschlimmerte, hat er tapfer getragen, blieb dabei aber bis zum Ende geistig rege und tätig, wie Aufsätze für das Pfarrerberlatt bezeugen.

## DER PFARRER EWALD NAY

Zunächst lernte ich ihn im Herbst 1942 im Konfirmandenunterricht kennen. Wir waren eine Gruppe von 15 Gymnasiasten, Ober- und Mittelschülern, die Nay extra nahm, weil er mit der großen Zahl von Volksschülern Schwierigkeiten hatte, wie er uns sagte. Er bestellte sie früh um 7 Uhr. Der Nachteil unserer Gruppe war, dass wir uns meistens nicht kannten und nur

Jungen waren. Wir saßen im Kreis, in dem Nay ebenfalls saß. Das war neu. Der Unterricht war auf dem Lutherischen Katechismus aufgebaut, dessen Hauptstücke wir auch auswendig lernen mussten. Aber es gab ein freies Gespräch über Glaubens- und Lebensfragen, wobei auch Philosophie eine Rolle spielte. Ich erinnere mich an eine Stunde, in der es um Descartes „Cogito ergo sum“ ging. Nay las auch im Unterricht Geschichten vor und machte uns mit August Winnig und Joseph Wittig bekannt. Wir sangen und lernten Gesangbuchlieder.

Ich erinnere mich an das Lied „Ich weiß, woran ich glaube“, das wir auch lernen mussten, und Nays Hinweis, dass wir das jetzt erlebten: „Wo Wahn die Weisen treibet und Trug die Klugen prellt“ angesichts der verlorenen Schlacht bei Stalingrad. Eines Tages konnte Nay sagen: „Hitler ist ein Verbrecher!“, worauf in der nächsten Stunde ein Vater erschien, der wohl Ortsgruppenleiter war, und seinen Sohn vom Unterricht abmeldete. Nay wurde kreideweiß und behielt mich nach der Stunde zurück und fragte mich in seinem Amtszimmer, ob er das wirklich so gesagt habe. Worauf ich nur antworten konnte: „Ja, das haben Sie gesagt!“ Darauf meinte er: „Das ist doch aber auch wahr!“

Es gab Gottesdienstkontrollkarten, und Nay erwartete den Gottesdienstbesuch vierzehntägig, was wohl die meisten auch einhielten; aber am Schluss wollte er diese Karten nicht sehen. Nay machte Hausbesuche bei den Eltern seiner Konfirmanden, kam zu uns sogar mit seiner Frau, wohl weil mein Vater in Stalingrad als vermisst gemeldet wurde. Ich sehe uns noch heute mit meiner Mutter um den Tisch sitzen im Gespräch und zum Schluss im Gebet.

Weiter lernte ich Nay auf der Kanzel kennen, aber nur etwa alle zwei oder drei Wochen; denn es gab an der Lutherkirche noch zwei weitere Pfarrer, Schmidt und Erasmus. Nay trug eine kleine Halskrause (schwedisch?) und war ein guter Prediger, der frei sprach. Seine Predigten waren zentral und aktuell. Von der Konfirmationspredigt am 11. März 1944 weiß ich noch zweierlei: Er verwendete das Bild von der suchenden Mutter auf dem Schlachtfeld. So sucht uns Gott auch ein Leben lang. Und Nay nannte namentlich meinen vermissten Vater. Das Abendmahl wurde in diesem Konfirmationsgottesdienst gefeiert. Nay bereitete uns gut darauf vor und sagte uns, dass wir vorher bei den Eltern Abbitte tun sollten. Jungen und Mädchen, alles höhere Schüler, wurden zusammen konfirmiert. Konfirmandensprüche waren für jeden individuell. Ich bekam Philipper 4, 13: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Nach der Konfirmation erging an uns eine Einladung zu einem „Bibelkränzchen“, weil andere kirchliche Jugendarbeit bei den Nationalsozialisten nicht er-

laubt war. Während der Konfirmandenzeit schenkte uns Nay ein Neues Testament in moderner Übersetzung, in dem wir auch einzelne Perikopen lasen und besprachen.

Vor seiner Zeit in Breslau war Nay Pfarrer in Klitten in der schlesischen Oberlausitz. Als ich einmal dort zu predigen hatte, fragte ich nach etwa 60 Jahren die anwesende Gemeinde, ob sich noch jemand an Pastor Nay erinnern könnte. Drei Gemeindeglieder meldeten sich spontan. Eine Frau sagte, dass ihr Vater Ende der 20er Jahre arbeitslos war. So wurde sie mit anderen Kindern von Ehepaar Nay sonntags zum Essen eingeladen. Ein Mann erinnerte sich, dass Nay seinen Gemeindegliederkirchenrat auf die Linie der BK einschwor und auf die Barmer Theologische Erklärung „vereidigte“, und ein anderer wusste, dass die Nationalsozialisten es Nay schwer machten und er deshalb 1937 Klitten verlassen musste. Heute noch hängt in der Sakristei der Dorfkirche ein Bild von ihm.

Nay hatte Freunde unter den Nachbarpfarrern. Er nannte aus der Klittener Zeit die Brüder Seibt und Reese, in Bremen war es sein Nachbarpfarrer Triebel in Gröpelingen.

Besonders wichtig war ihm die Zeit von Mai 1945 bis Mai 1946 in Waldenburg-Altwasser unter Russen und Polen. Er hat darüber für das Diakonische Werk Stuttgart einen ausführlichen Bericht geschrieben – freilich erst 20 Jahre später (s. die Anlage). Daraus geht aber hervor, dass er in dieser Zeit sehr tapfer und mutig war und sich nicht geschont hat. Er spricht von 1.000 Beerdigungen in diesem Jahr. Er organisierte tatkräftig Hilfe für Flüchtlinge und Elende unter bedrückenden Umständen und er harrte bei seiner Gemeinde aus, bis man ihn auswies. Im November 1945 fuhr ein britischer Offizier mit seinem Jeep vor, um das Ehepaar Nay zu „retten“, d. h. nach Schweden in Sicherheit zu bringen. Verwandte seiner Frau hatten das veranlasst. Pastor Nay ließ seine Frau in Sicherheit bringen. Er aber blieb zurück.

#### DER THEOLOGE EWALD NAY

Absichtlich schreibe ich einen gesonderten Abschnitt über Ewald Nay als Theologen, denn er war es im guten Sinne und wollte es sein. Als Pfarrerssohn hatte er sich entschlossen, nach Ablegung des Abiturs im März 1914 Theologie zu studieren. Sein reges Interesse ließ ihn nicht nur an einer Universität bleiben. Er studierte in Berlin, Heidelberg und Tübingen. Das waren damals die bedeutendsten evangelischen Fakultäten. In Berlin hörte er Adolf von Harnack und Ernst Troeltsch. Letzterer beeinflusste ihn besonders. Er hörte aber auch Gogarten und gastweise Heidegger. Ernst

Troeltsch hatte 1912 „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen“ herausgegeben. Er ordnete das Christentum in die abendländische Kulturentwicklung ein und glaubte seine „Absolutheit“ nur nach Anwendung philosophischer Kriterien ausweisen zu können. Die Theologie kam durch Troeltsch mit der Existenzphilosophie in Kontakt. Für Martin Heidegger ist das „Seiende“ nicht zeitlich, weil es in der Geschichte steht, sondern es „existiert“ geschichtlich nur, weil es im Grunde seines Seins zeitlich ist. Der „Historismus“, um dessen Überwindung sich Troeltsch so viel Mühe gemacht hatte, ist das deutlichste Zeichen, wonach „das Dasein seiner eigentlichen Geschichtlichkeit entfremdet ist“. Diese Gedanken ließen Nay ein Leben lang nicht los.

Nach Tübingen ging man damals, um den Neutestamentler Adolf Schlatter (bis 1922) und den Systematiker Karl Heim zu hören, der als erster Theologe die Diskussion mit der modernen Naturwissenschaft aufnahm. Das bewegte auch Nay zeitlebens. Aber er hielt daran fest: Es gibt keine intellektuelle Redlichkeit ohne Umkehr und Buße. Nachdem sein Studium durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen wurde, nahm er es innerlich tief erschüttert 1919 wieder auf. Der Krieg bedeutete das Ende des Idealismus für den christlichen Glauben. Die Theologie konnte von Gott nicht mehr so weiter reden wie bisher. Sie musste es auf eine andere, neue Weise zu tun versuchen, wenn ihr Reden von Gott verantwortliches und glaubwürdiges Reden bleiben oder wieder werden sollte. Das blieb auch Nays Anliegen. Er hat die Spannung zwischen Glauben und Menschengeist als Theologe zeitlebens ausgehalten. Man spürte, dass er nach der Wahrheit suchte und um sie rang. Noch in einem Brief vom 4. Januar 1965 konnte er schreiben:

„Ich war denkerisch zu ehrlich und in meiner Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Denken zu gründlich: Ich habe Kant wirklich verstanden und ohne das Recht Hegels gegen Kierkegaards paradoxen Glaubenssprung – Karfreitag ist so einfach und menschlich, dass es jedes Kind fassen kann, wenn man das ‚Strafleidens‘ (Altes Testament) als Scholastik draußen lässt. Aber was hat mich das gekostet! Karriere und ein Stück ‚Lebensglück‘. Über mein ‚Grübeln‘ ist leicht zu urteilen. Aber ich habe das ganze Dogma neu gefasst, ohne liberal die Substanz preiszugeben. Und ich hab’s ganz allein tun müssen – umgeben von Barths Irrlehren (Christus Hohlräum, heute ist er toter orthodoxer ‚Kirchenpapst‘) und Bultmanns Existentialismus mit all seinen Konsequenzen (Leugnung der Schöpfung und Menschwerdung – ähnlich dem frühen Barth).“

Man kann verstehen, dass der junge Nay an eine theologisch-wissenschaftliche Laufbahn dachte. Einer seiner Mitstudenten und Freunde war Prof. Dr. Ernst Haenchen, Neutestamentler in Münster. An der

Lutherkirche zu Breslau gehörte zu Nays Bezirk das Klinikviertel der Universität. So hielt er Verbindung zu Ärzten und anderen Wissenschaftlern und gehörte auch einem Hegel-Studienkreis an. Nay war durchaus ein „vergeistigter Mensch“, der hohe ethische Maßstäbe an sich selbst, aber auch an seine Mitmenschen legte. Was aber seine theologische Urteilsfähigkeit besonders klar werden ließ, war seine Mitgliedschaft in der Bekennenden Kirche seit 1933 (Naumburger BK). Dazu schreibt er in seinem Lebenslauf, mit dem er sich 1946 in Bremen um eine Pfarrstelle bewarb:

„In der Gemeinde Klitten, wo ich den Kirchenkampf durchzukämpfen hatte, hat es nie einen Deutschen Christen gegeben. Ich habe 1934 die Gemeinde auf die Barmer Thesen verpflichtet und mich samt den kirchlichen Körperschaften durch Protokoll [liegt in Klitten] vom Reichsbischof und Dr. Jäger losgesagt. Ich war nie P. G. noch habe ich einer Formation der Partei angehört, habe eine Reihe von Anzeigen und Verhören, zuletzt von der Gestapo Breslau erfahren.“

In Jahre 1937 wurde er durch den Bischof von Schlesien D. Zänker ohne Bewerbung und Wahlverfahren als Pfarrer der Bekennenden Kirche nach Breslau an die Lutherkirche berufen. Da man 1946 Leumundszeugnisse vorlegen musste, bat auch er darum, von denen das von Konsistorialrat Schwarz im Anhang abgedruckt wird.

#### ANLAGEN

*Oberkonsistorialrat a. D. Schwarz, ehem. Geistlicher Dirigent des Ev. Konsistoriums Breslau, den 9. August 1946*

Aus meiner amtlichen und persönlichen Kenntnis des Pfarrers Ewald Nay von der Luther-Kirche in Breslau, zuletzt eingesetzt zum Vertretungsdienst im Kirchenkreise Waldenburg, in Charlottenbrunn, und in Waldenburg-Altwasser stelle ich ihm folgendes Zeugnis aus:

Pfarrer Nay ist ein durch und durch aufrichtiger, selbständig denkender Mann, der es mit seinem Amt ernst genommen und sich in schwierigen Fällen der Seelsorge, wie in der Mitarbeit an großen kirchlichen Aufgaben aufs Beste bewährt hat. Von Natur zum Grübeln geneigt hat er gelernt immer schlichter das Evangelium zu verkündigen. Ich weiß, dass er in der Luther-Kirchengemeinde, in der das Klinikviertel der Universität lag und eine große Zahl von Professoren wohnte, gerade in diesen Kreisen und unter ihrer Jugend, die fragte und suchte, tief gewirkt hat. Ihm eignet eine

besondere Fähigkeit zu unterrichten und zu erziehen. Ich habe ihn s. Zt. bei der Abfassung der Richtlinien für die christliche Unterweisung an den höheren Schulen herangezogen; er hat den Teil der freiwilligen Arbeitsgemeinschaften bearbeitet und darin eine große Leistung vollbracht. Leider sind sie mir nicht zugänglich. Ebenso hat er an der Geistlichen Ordnung des Pfarrerebens, die 1943 in Schlesien entstand, mitgearbeitet.

Das Vertrauen der Amtsbrüder berief ihn in den Vorstand des Breslauer Pfarrerevereins, in dem er sich um die Theologische Fortbildung der Brüder große Dienste erworben hat.

Über seine kirchenpolitische Haltung ist mir bekannt, dass er seine Kirchengemeinde Klitten 1934 auf das Barmer Bekenntnis verpflichtet hat. Er ist aber nie in der Kirchenpolitik aufgegangen. Es ging ihm immer um Christus den Herrn. Darum hatte er auch ein feines Verständnis für Menschen und beurteilte sie nicht nach Rubriken, weil er etwas von den Dämonen und der Bedrohung des menschlichen Lebens durch die Macht des Bösen wusste, war er ein wirklicher Seelsorger.

Besonderes Interesse hatte er für die Naturwissenschaften. Mit einigen Professoren der Naturwissenschaftlichen Fakultät, bei denen er hören durfte, hatte er ein gutes Verhältnis. Ich habe mit ihm und einem Universitätslehrer ein Hegel-Kränzchen gehabt, an das ich gern zurückdenke, weil in der Aussprache Nays klare christliche Position zu Tage kam. So kann ich Pfarrer Nay nur das beste Zeugnis ausstellen.

gez. Schwarz

### *Unter Russen und Polen in Schlesien 1945 – 1946*

Am 1. November 1944 wurde ich von meiner Breslauer Gemeinde (ich arbeitete an der Lutherkirche) nach Charlottenbrunn im Waldenburger Bergland von der Kirchenleitung abkommandiert, da beide Pfarrer Stiller und Malucke abwesend waren. Malucke verwaltete die Pfarrstelle Tarnowitz in O/S, Stiller die Gemeinde Waldenburg-Altwasser, wo er die zum Militär einberufenen Pfarrer Schröter und Rothe vertrat. Im Lauf des Februars kam Pastor Malucke aus Tarnowitz nach Charlottenbrunn in seine Pfarre und in seine Wohnung, in der ich wohnte, zurück. So ergab es sich von selbst, daß ich die schöne Arbeit in Charlottenbrunn und den Außengemeinden aufgab und im Tausch mit Stiller am 1. März nach Altwasser ging.

Ich zog in die Wohnung von Pastor Schröter ins Gemeindehaus. Im selben Haus wohnten noch der Diakon, die Gemeindegewestern und der Küster und Hausmeister. Da meine Frau schon damals sehr kränklich war

und im November 45 über Warschau nach Schweden (als gebürtige Schwedin bekam sie die Ausreise) ging, führte die uns gut befreundete Frau Becker (meine jetzige Frau) den Haushalt. Eine Studentin lebte mit in unserer Hausgemeinschaft, ein Fräulein theol. Bohnstedt. Hier begann eine schöne und gesegnete Arbeit. Sie stand schon unter dem Eindruck des immer näher kommenden Verhängnisses.

Die Russen belagerten Breslau. Am 9. Februar hatte sich der Ring geschlossen, die Kirchenleitung war nach Görlitz gegangen. Wir waren ganz auf uns selbst angewiesen. Ich hatte in Altwasser beide Pfarrer zu vertreten, hielt Bibelstunden und jeden Sonntag Gottesdienste und in der Woche Konfirmanden-Unterricht und Beerdigungen. Besonders viel und oft wurde ich an Kranken= und Sterbebetten gerufen, um das Abendmahl zu geben. Wir hörten ganz aus der Nähe den Donner der russischen Geschütze, die an Breslau vorbei bis Striegau vordrangen. Es ist das nämliche Striegau, in dem Herr Pastor Kampfmeyer vor seiner Einberufung zur Wehrmacht amtierte. Nach seiner Entlassung vom Militär 1945 wurde er Pfarrer in der Bremer Liebfrauengemeinde. Die Russen stießen im Lauf des März auf Waldenburg vor, wurden aber durch eine sehr gute deutsche Panzerdivision zurückgeschlagen. Die Entfernung bis zur Front betrug etwa 25 km; es war schon eine Nervenprobe sondergleichen, angesichts der Frontnähe zu leben und zu arbeiten. Unsere Gottesdienste und Bibelstunden waren von Woche zu Woche besser besucht, die Menschen kamen in großem Vertrauen zu uns; es war eine besondere Freude, in diesen Schicksalen Pfarrer zu sein. Unterstützung fand ich in meiner recht schweren Arbeit durch Pfarrer Wenzel, dem späteren sozialdemokratischen Bundestags Abgeordneten. Pfarrer Wenzel verwaltete die Pfarre Weißstein bei Waldenburg und kam des öfteren zu Predigten nach Altwasser.

Als Pfarrer Rothe, dessen Truppe sich auflöste, nach Altwasser zurückkehrte, war ich eigentlich von meinem Dienst dort frei. Ich beabsichtigte, nach Bayern zu Freunden zu fahren und erwarb für mich und meine Familie einen Erlaubnisschein zur Fahrt nach Bayern. Wenn ich das tat, wäre ich allen Schwierigkeiten mit den Meinen entronnen gewesen. Es war, menschlich geredet, ein reiner Zufall, daß ich nicht fort konnte. Ende April besuchte ich ein altes Ehepaar (die Frau war gelähmt), die mich baten: „Aber Herr Pfarrer, Sie werden uns doch nicht verlassen, es fangen so viel an, jetzt vor den Russen zu fliehen, was soll aus uns werden.“ Dadurch war es mir blitzartig klar: Du hast zu bleiben, ich zerriß meine Fahrtbescheinigung und blieb. Es kam viel schwerer, als man es sich jemals ausdenken konnte. Am 6. Mai fiel Breslau, der Kanonendonner kam am 7. Mai wesentlich näher, die russischen Massen ergossen sich jetzt auch ins

Waldenburger Bergland, um von dort weiterzurücken und die Tschechoslowakei zu besetzen, nachdem auf denselben Straßen im Februar die deutschen Bauern von rechts der Oder in langen Trecks in die Tschechoslowakei hinübergefahren waren. Am 8. Mai 14.00 Uhr hieß es: „Die Russen sind bereits in Sandberg“, einem Ort kurz vor Altwasser. Inzwischen erleben wir, als wir an die Breslauer Straße gingen, das, was wir nie, nie vergessen können (unsere Soldaten flüchteten vor den Russen, teils in Uniformen, teils schon in Zivilkleidung), die Auflösung unserer deutschen Armee. Schwitzend, auf Rädern ohne Gepäck, versuchten die Soldaten der Gefangennahme durch die Russen zu entgehen. Wir waren bei diesem Anblick bis ins Innerste getroffen und unser Herz war voll Bangigkeit. Die Russen waren auch bei Görlitz durchgebrochen und die nun fliehenden Soldaten sind ihnen dort direkt in die Arme gelaufen. Wir erlebten den Rückmarsch in die Gefangenschaft. Unter den Gefangenen waren ältere Polizeitruppen, die als SS gerechnet wurden und wahrscheinlich weithin nicht mehr heimgekehrt sind.

Die Russen kamen immer näher. Wir sollten eine rote Fahne an Haus und Kirche hängen. Das tat ich aber nicht, wir hängten die weiße Fahne heraus. 10 Minuten vor 16.00 Uhr traf ein Artillerieschuß den Kirchturm unserer Altwasser Kirche. Wir standen gerade am Fenster des Gemeindehauses, das direkt hinter der Kirche lag, wurden von Staub und umherfallenden Steinen überschüttet, blieben wie durch ein Wunder unverletzt. Es fiel kein weiterer Schuß. Punkt 16.00 Uhr rückten die russischen Panzerkolonne nach Kolonne ein, die Soldaten in Siegerstimmung unter Zurufen deutscher Kommunisten. Ungefähr 18.00 Uhr fuhren russische Autos in den Posthof ein, der unmittelbar an das Gemeindehaus grenzte. Wir hatten sie nun als Nachbarn. Sie waren in ausgelassenster Stimmung, wir ahnten, was kommen würde. Es begann die schrecklichste Zeit, die Nächte der Plünderungen und der Vergewaltigungen.

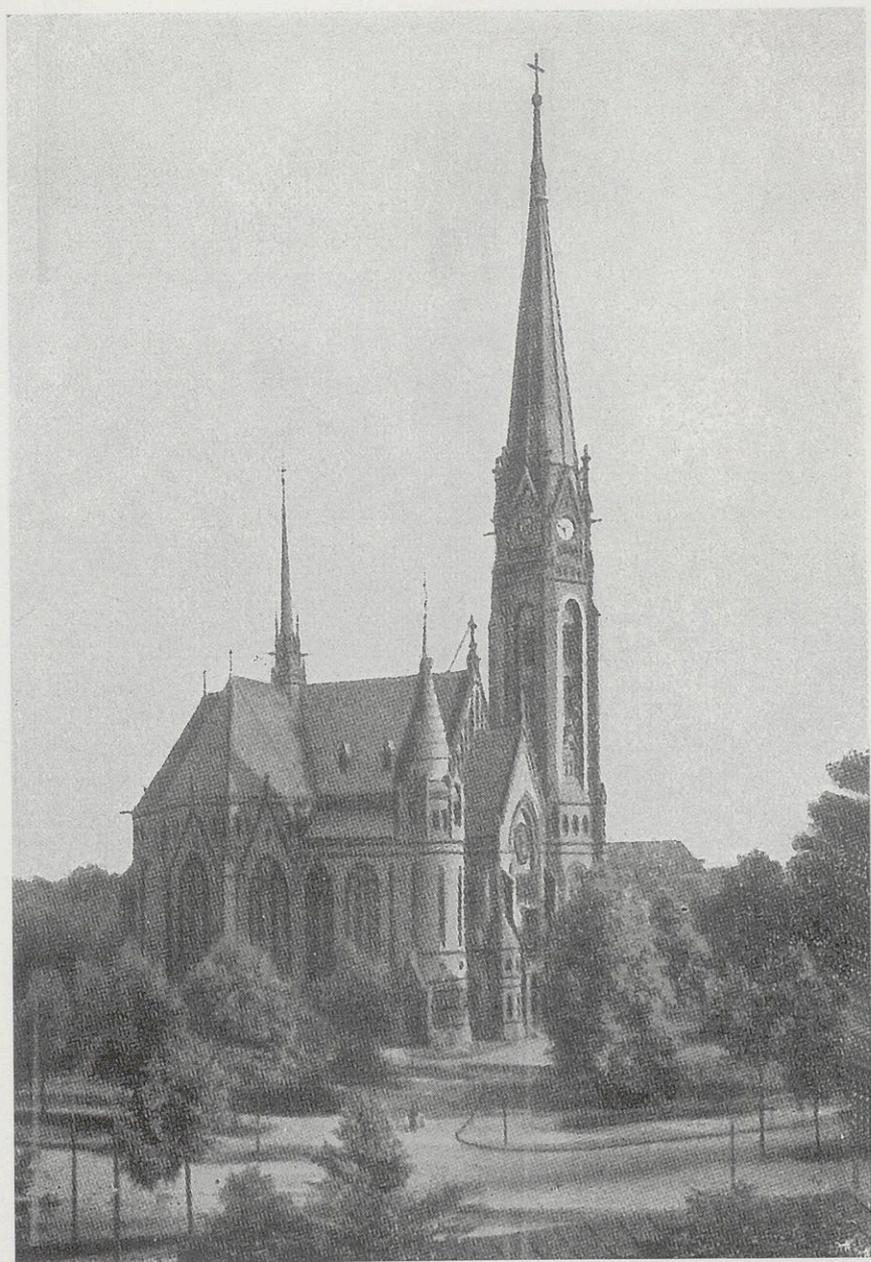
Nach Beschlagnahme der Schnapsfabrik, Kirchiani in Waldenburg, begannen die Sieger ihr Werk. Waldenburg und Altwasser war ihnen zur Plünderung freigegeben, es gab wohl kaum ein Haus, das verschont blieb. Um 21.00 Uhr kam in unser Haus, betrunken, ein Sergeant und zwei Soldaten und sahen sich die Lage an. Es gelang uns, sie abzuschütteln. Aber um 23.00 Uhr kamen die gleichen Männer wieder mit den eindeutigen Absichten und sahen sich die Betten und die jüngeren Frauen und Mädchen an. Bedroht war vor allem eine junge Schwester, die Theologiestudentin und Frau Becker in unserer Wohnung. Bei der Schwester, die von einem Russen in ein Zimmer gezerrt wurde, konnte ich dazwischen treten, sodaß nichts passierte. Warum die beiden anderen Russen, die bereits die

beiden Frauen angepackt hatten, nicht Ernst machten, weiß ich heute noch nicht, es war, als ob rätselvoll eine Fügung waltete, von denen wir in dem Jahr der Gefährdung durch Russen und Polen manche erlebten. Gegen 24.00 Uhr, nachdem die Russen durch Hören russischer Sender und durch kleinere Kinder in der Wohnung des Hausmeisters Schönbrunn abgelenkt worden waren, verließen sie beruhigter das Haus. Aber morgens um 8.00 Uhr waren schon die nächsten da.

So ging es von morgens bis abends in den ersten Tagen. Dann hörten wir von dem drohenden Einmarsch mongolischer Truppen nach Waldenburg und flüchteten an mehreren Abenden der kommenden Woche aus Altwasser in die Gegend der Steinkohlengruben. Dort waren noch keine Russen, nur die von den Deutschen s. Zt. Gefangenen und Verschleppten wurden aus ihren Lagern freigegeben und haben johlend und sich rächend geplündert. Ein Bergarbeiter mit Namen Schattschneider, uns völlig fremd, nahm uns auf, überließ mir und meiner kranken Frau sein Schlafzimmer und gab uns, so weit er konnte, zu essen. So taten wirs am 9., am 10. und am 11. Mai. Inzwischen hatten die Russen im Gemeindehaus tüchtig geplündert. Doch war es bei uns noch günstiger abgelaufen als anderswo. Zunächst schonten die Russen doch Kirchen und kirchliche Gebäude. Als wir das Haus betraten, kam uns ein Russe daraus in eiliger Hast entgegen. Wie wir nachher erfuhren, hatte er sich an der 80 jährigen bettlägerigen Schwester vergriffen.

Nun begann unsere große Zeit in Waldenburg. Zunächst gingen wir durch den Ort und versuchten hier und da etwas zu helfen. Wir erlebten Furchtbares. Ein Obersteiger hatte erst seine Frau und seine beiden Töchter aufgeknüpft und dann sich selbst, weil er mit seiner Familie in der Partei war und nun die Rache der Russen fürchtete. Die Frau und Töchter waren gestorben, während er von hinzukommenden Nachbarn abgeschnitten wurde und nun in großer Verzweiflung umherlief und klagend und weinend auf einem Plattenwagen mit Tüchern bedeckt seine Angehörigen auf den Friedhof brachte. Diesen verzweifelten alten Mann nahmen wir in unsere Hausgemeinschaft auf; er ist auch das ganze Jahr bei uns geblieben bis zur Ausweisung durch die Polen.

Allmählich trat in der Stadt eine gewisse Beruhigung ein. Wohl kamen am Tage oder nachts Russen und drangen randalierend hier und da in die Häuser, aber wir gewöhnten uns an diese Unruhe. Zuweilen geschah es, daß, wenn ich zum Gottesdienst oder zu einer Amtshandlung ging, ich von Russen mitgenommen wurde und ihnen beim Transport von Möbeln helfen mußte. Einmal ging ich zum Gottesdienst in die Waldenburger Kirche, da zwangen sie mich einen Geldschrank zu transportieren. Doch kam ich



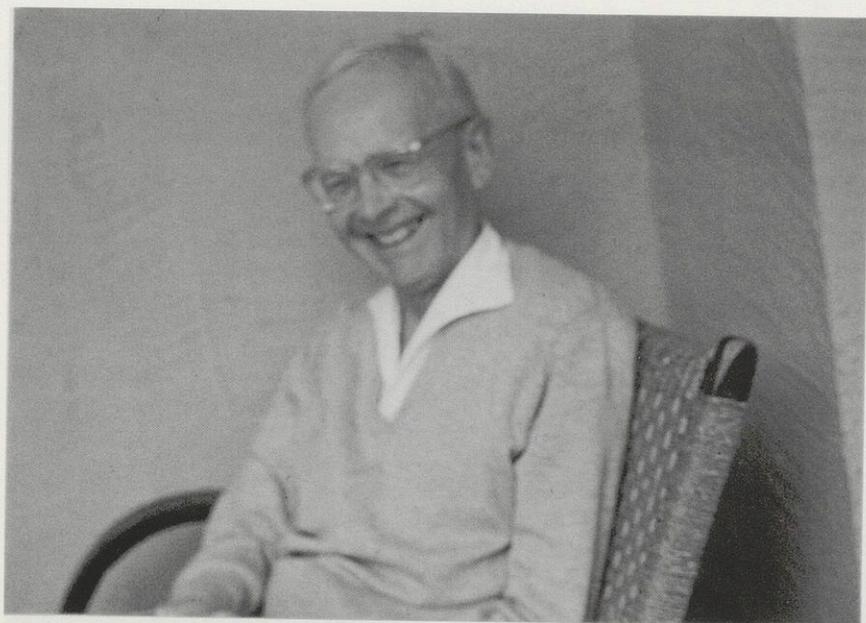
Die Lutherkirche, Breslau



Ewald Nay (etwa 1963)



*Kirche, Beemen - Geambke*



Ewald Nay (1964)

gerade noch zum Gottesdienst zurecht. Wir gewöhnten uns auch daran, daß Menschen von den Russen, oft aus Übermut und Freude, festgehalten und in Keller gesperrt wurden, ohne das ihnen etwas getan wurde, aber die Angst saß einem doch immer im Nacken. Wir arbeiteten trotzdem weiter.

Ich nahm mit dem Erzpriester Kunze Fühlung. Wir berieten miteinander, wie wir uns am besten verhalten sollten. Erzpriester Kunze war ein brüderlicher Mensch. Überhaupt fielen die Grenzen zwischen Katholiken und Protestanten, saßen wir doch im selben Schiff. Erzpriester Kunze war es auch, mit dem ich, begleitet von treuen Menschen in der ersten Woche nach dem Einmarsch zum russischen Kommandanten ging. Wahrlich ein schwerer Weg, wußten wir doch nicht, ob man uns wieder aus dem Gebäude herauslassen würde. Der Kommandant empfing uns nach banger Wartezeit, wir trugen unsere Bitten vor. Wir verließen dankbaren Herzens die Kommandantur, hatten wir doch die Erlaubnis erhalten, zu predigen, zu beerdigen und sonstige Amtshandlungen zu halten. Ja sogar unsere Kirchenglocken durften geläutet werden.

Am kommenden Sonntag, dem 13. Mai 1945, unvergeßlich für uns und die, die dabei waren, haben wir 34 Menschen in Massengräbern auf unserem Altwasser Friedhof beerdigt, die sich entweder das Leben genommen hatten oder von Russen erschossen worden waren, weil sie sich ihrem Willen nicht gebeugt hatten. Pastor Wenzel und ich hielten die Feier, viele Gemeindeglieder waren gekommen, an den Zäunen standen Russen, um uns zu beobachten. Auf dem Friedhof selbst waren wir eigentlich immer am sichersten, denn die Russen scheuten diese Stätte. Vor Kranken verließen sie panikartig den Raum.

Mehr und mehr gewöhnten wir uns an die fremden Besucher und wir hatten geradezu eine Routine, mit ihnen fertig zu werden. Nur wenn sie betrunken waren, gab es kein Erbarmen, man mußte mit halten und ihren Willen tun.

Eines Tages kam ich von einem Krankenabendmahl, die Kinder unten sagten mir schon: „Bei Euch sind Russen oben.“ Ich ging, noch im Talar (zu Amtshandlungen benutzten wir ihn auch auf unserem Wege, um möglichst unangefochten die Straße zu passieren). Da saßen mehrere betrunkenen Russen im Zimmer unseres Diakons, ließen sich auftischen, was gerade da war, verlangten Schnaps und Zwiebeln. Ich trat in das Zimmer, wurde mit Johlen empfangen, mußte mich setzen, ohne den Talar auszuziehen und mittrinken. Nur auf diese Art gelang es mir, sie aus dem Hause zu bekommen. Viele ähnlicher Episoden könnte man aufzählen. Zuweilen kamen sie auch nur, um unseren Kindern im Kindergarten, den eine ältere Schwester leitete, bei den Spielen zuzusehen. Wir sind aber doch nie die

Angst los geworden, denn es konnte geschehen, daß der Russe ganz plötzlich sein Gesicht wechselte und eine Untat vorhatte.

Eine ernste Bedrohung unserer Existenz wurde der Mangel an Lebensmitteln. Der Hunger kam, die Russen nahmen das Getreide und fuhren es weg, schlachteten das Vieh auf den Weiden oder trieben es unter Mitnahme von Deutschen, am liebsten deutschen Mädchen, bis hinüber nach Rußland. Trotz allen Lebensmittelmangels, trotz der völligen Geldentwertung, trotz des Ausbleibens unserer Gehälter sind wir nicht verhungert. Wir erfuhren zuweilen ganz unerwartete Hilfe. Nur ein Beispiel: Wir hatten seit langer Zeit kein bisschen Fleisch, noch etwas kräftiges genossen, da brachte mir zum lieben Pfingstfest ein Mann ein riesiges Stück Fleisch. Ich war sehr erstaunt und meinte zunächst, daß es unmöglich für mich bestimmt sein könne, weil ich den Überbringer gar nicht kannte.

„Doch, doch“, sagte er, „es gehört Ihnen und soll der Ausdruck meiner Dankbarkeit sein. Im März nämlich, als noch der Nationalsozialismus herrschte, waren sie bei Verwandten von mir. Ich bin Jude, bin geflüchtet und meine Verwandten hatten mich versteckt. Bei Ihrem Gespräch kamen Sie auf die Judenfrage zu sprechen und Ihre Stellungnahme war so, daß ich mir sagte (ich hatte hinter der Tür alles mit angehört), ich will dies dem Pastor Nay nicht vergessen. Und so bin ich hier, um Ihnen das nicht nur zu sagen. Ihre Worte haben mich damals sehr gestärkt und mir Mut gemacht. Dafür werde ich Ihnen immer dankbar sein.“

Inzwischen – und damit kam eine neue große Aufgabe – war die Tschechei erobert worden; die Deutschen, die dorthin geflüchtet waren, wurden hinausgetrieben. Die Tschechen sind sehr grausam verfahren. Die Deutschen kamen mit Zügen, mit zerkratzten Gesichtern und ausgerauften Haaren, die Kleidung zerrissen, verschmutzt, die Kinder ohne rechte Nahrung, elend und erschöpft. Unsere Küstersfrau, Frau Schönbrunn, hatte rasch im Hause in den Konfirmandensälen primitiv mit erbetenen Decken und Betten für die Kranken und die stillenden Mütter mit ihren Säuglingen Unterkünfte hergerichtet. Es galt all diese zurückkehrenden Menschen irgendwo, wenigstens vorübergehend unterzubringen und ihnen etwas zum Essen zu geben. Denn Altwasser war Schlußbahnhof, die Eisenbahnbrücke, die weiter in Richtung Breslau führte, war gesprengt. Aus allen Stadt- und Landgegenden um Waldenburg wurden Lebensmittel gesammelt. Soweit die Russen die Besitzer noch auf ihren Höfen gelassen hatten, erhielten wir Milch und Mehl, auch Gemüse und anderes. Wir kochten damals eigentlich Tag und Nacht unter Assistenz unserer treuen Küstersleute. Sobald Züge auf dem Bahnhof gemeldet wurden, gab uns der dort diensthabende Beamte Nachricht. Unsere Schwestern und andere Frauen gingen

mit Kannen voll Getränken oder flüssiger Nahrung, um die Erschöpften in Empfang zu nehmen und ihnen einen Stärkungsschluck zu verabreichen. Die große Schule in Altwasser nahm die meisten Menschen auf, wir versorgten sie auch dort zum großen Teil mit Essen. Es war damals ein wirklich großer, einmaliger Einsatz. Wir taten es mit großer Freudigkeit und Gott hat uns sicht- und spürbar durchgeholfen und uns Mut und Kraft gegeben. Eine Familie, die wir so betreut hatten, schreibt noch heute und erinnert sich dankbar jener Zeit. Allerdings waren die Russen uns oft auf den Fersen, sie bedrohten die Frauen auf dem Bahnhof, jagten sie fort. Aber keine hat sich so gefürchtet, daß sie nicht ihren Liebesdienst weitergetan hätte. Wir sind nicht verzagt, wenn auch die Russen uns zuweilen die Kannen ausgossen oder den Wagen mit herangeholten Lebensmitteln wegnahmen.

Ende Juni kamen Autos mit der polnischen Fahne – eine Vorhut der Miliz, die uns am schlimmsten gepeinigt und bedroht hat. Nun waren beide Nationen da, Russen und Polen. Es begann eine sehr schlimme Zeit. Wo die Russen noch nicht geplündert hatten, taten es die Polen. Ja, sie plünderten nicht nur, sondern sie nahmen den Bewohnern innerhalb oft 10 Minuten die Wohnungen. Die Eigentümer mußten heraus, oft ohne das Nötigste mitnehmen zu dürfen. Das ging Tag und Nacht. Wiederum zeigte sich, wie groß die Gemeinschaft in Notzeiten ist. Wer noch in einer Wohnung oder in einem Zimmer war, nahm die Herausgebrachten auf, ohne sie zu kennen, gleichgültige wieviel Personen es waren. Es kam vor, daß mehrere fremde Familien in einem einzigen Zimmer lebten. Auch in meiner Pfarrwohnung lebten in 4 Zimmern schließlich 5 Familien. Auch das Amtszimmer bewohnte ein Ehepaar, und die Küche glich einem Massenquartier.

Ich erinnere mich noch: Mehrere Nächte lagerten in unserem Flur auf Karton und Säcken sitzend eine ganze Gruppe von Menschen, die weiter wollte und immer wieder von den Polen vom Bahnhof zurückgewiesen wurde. Unverzagt versuchten sie es, bis es eines Abends ihnen doch gelungen ist. Lange Züge brachten Menschen vor allem aus den polnischen Ostgebieten, die die Russen entsprechend einem Geheimvertrag mit Hitler dem russischen Reiche einverleibten. Diese polnischen Flüchtlinge wurden in Waldenburg untergebracht; für sie also mußten die Deutschen ihre Behausung räumen, den Bauern wurden die Höfe weggenommen, sie durften allenfalls als Knechte auf ihrem ehemals eigenen Hofe arbeiten – für einen Mann, der kein Bauer war. In unseren Kindergarten im Gemeindehaus zogen die Polen ein, sie beschlagnahmten ihn und machten einen jüdisch polnischen Kindergarten daraus. Damit waren wir entrechtet und hatten

die Polen im eigenen Hause. Freude und Angst und Schweres wechselten damals in bunter Folge.

Eines Tages erschienen Polen vom Wohlfahrtsamt, an der Spitze eine jüngere Polin. Ehe ich wußte, worum es sich handelte, wurde ich zu einem Verhör in den Keller geschleppt. Rasend vor Wut, warf mir die Polin vor, daß das aus einem Raum unter dem Kindergarten beschlagnahmte Reisegepäck, das die Polen sich widerrechtlich angeeignet hatten, zum Teil gestohlen worden sei. Ich als Pastor sei verantwortlich für dieses Haus und werde dafür verhaftet werden. Der Sachverhalt war folgender: Wir hatten von den aus der Tschechei zurückkehrenden Flüchtlingen in einem Keller-raum unterhalb des Kindergartens Gepäck aufbewahrt, weil sie nichts auf die Fußwanderung mitnehmen konnten. Dieses Gepäck wurde von den Polen als ihr Eigentum beschlagnahmt und die Tür zum Keller versiegelt. Jetzt fehlte einiges, die Polen hatten übersehen, daß vom Kindergarten eine Falltür zu diesem Raum führte. Es war also möglich, ohne Verletzen des Siegels in den Raum zu gelangen und Sachen zum Tausch herauszuholen. Ich hatte keine Ahnung von dem Diebstahl, aber alle meine Beteuerungen halfen mir nicht. Erst als meine Frau, gebürtige Schwedin, dazukam und in ihrer Muttersprache Einspruch erhob und ich ihr sagte, daß sie sich an das schwedische Konsulat in Warschau wenden solle, gab die Polin zunächst Aufschub und ging fort mit dem Bemerkten, daß die Miliz mich zum Verhör holen würde. In letzter Minute sprang die älteste Tochter der Küstersleute, Frau Wagner, dazwischen und bekannte mutig: „Ich habe es genommen, Pastor Nay weiß davon nichts, er ist unschuldig.“ Nun kamen schwere Wochen der Angst. Frau Wagner und ihre Eltern wurden mehrmals von der Miliz vernommen, mein Verhör wurde immer noch hinausgeschoben. Diese Wochen der Angst waren unbeschreiblich.

Eines Tages etwa gegen 16.00 Uhr, es war ein Novembertag und Schneetreiben, kam eine Nachricht, die uns fast umwarf. In Waldenburg sei das Altersheim des roten Kreuzes von den Polen beschlagnahmt worden, alle deutschen Insassen mußten heraus. Wir liefen in unser Gemeindehaus in der Neustadt, ließen die Türen weit öffnen und nun zog eine Schar alter, siecher, gebrechlicher Menschen ein, die in großer Angst und in großem Schrecken waren und in einer Verzweiflung, die man sich nicht vorstellen kann. Ich ging umher und versuchte zu trösten. Es war wie die Heerschau über eine Armee Leidender und Gequälter und Sterbender. Die Polen hatten die Alten wie das Vieh einfach in Wind, Kälte und Schnee auf die Straße getrieben. Wir brauchten garnicht um Hilfe oder Helfer zu bitten. Sie kamen in Scharen. Gott hatte vieler Herzen angerührt bei der schrecklichen Kunde solcher Grausamkeit. Die Helfer kamen, brachten

Decken, Betten, Essen, Trinken und was eventuell noch an schützender Kleidung da war. Viele nahmen sich einen von diesen Ausgetriebenen mit heim.

Unvergeßlich ist mir eine Frau geblieben, die einen Krankenfahrsstuhl aus der Tür hinausschob, ein altes gelähmtes Mütterchen darin. Sie beruhigte die alte Frau, und zu ihrer etwa 10 jährigen Tochter sagte sie: „Ja, komm, wir wollen sie pflegen, als wenn sie unsere Mutter wäre.“ Einige haben diese Umsiedlung nicht überstanden, sie gingen heim, dahin wo Gott wird abwischen alle Tränen. Die übrigen fanden, wie gesagt, im Saal des Waldenburger Gemeindehauses Unterkünfte. Für sie besorgte Diakon Lübeck, mit Handwagen über Land fahrend, die zum Leben notwendigen Lebensmittel, sie von Polen und Deutschen erbettelnd: eine Tat wahrer Nächstenliebe.

Wir arbeiteten weiter und spürten, wie die Menschen gerade in den schweren Schicksalen aufgeschlossener wurden für Gottes Wort und Trost. Die Bibelstunden waren von Woche zu Woche stärker besucht. Immer mehr kamen, auch wenn sie nicht wussten, ob sie am Schluß der Stunde noch in ihre Wohnung, ihr Heim konnten. Oft geschah es, daß dieser oder jener herausgerufen wurde, weil die Polen in der Wohnung waren und alles beschlagnahmten. Es gab unter den Besuchern der Bibelstunde oder der Gottesdienste keinerlei Panik oder Unruhe. Man brachte uns Spenden, auch Slotys für diejenigen, die in Not geraten waren, ohne daß wir eine Sammlung veranstalteten. Jeder spürte den Auftrag Gottes. Wir wuchsen zu einer großen Gemeinde zusammen, wir waren eine Familie geworden.

Unvergeßlich manche Gottesdienste. Zwei ergreifende Feiern sind mir besonders in Gedächtnis geblieben. Ich hielt am Heiligen Abend in der großen Waldenburger Kirche Gottesdienst, es war eine volle Kirche, gezählt wurden über drei Tausend Menschen. In tiefster Ergriffenheit konnten wir uns von dem Frieden, der von der Krippe ausging, an diesem Abend beschenken lassen, obwohl draußen die Schrecken sich ausbreiteten. Die Polen haben auch an diesem heiligen Abend ihre Plünderungen und Austreibungen aus den Wohnungen fortgesetzt. Die Kollekte dieser heiligen Abendfeier betrug Tausende von Sloty. Wir haben vielen Menschen helfen und den kirchlichen Mitarbeitern Gehälter zahlen können.

Die zweite große eindruckliche Feier mit 5.000 Sloty Kollekte war der Silvestergottesdienst, ebenfalls in dieser Kirche. Es wurden 3.500 Besucher gezählt. Die Menschen saßen auf den Altar- und Kanzelstufen, standen dicht gedrängt nebeneinander. Wohl ein Viertel der ganzen Gemeinde war anwesend, unverbittert, ernst und fragend, aber getrost und zuversichtlich

auf Gottes Barmherzigkeit vertrauend. Wir ahnten alle, daß das neue Jahr noch Schweres bringen würde. Es brachte wahrhaftig sehr Schweres. Immer mehr Polen kamen. Längst durften wir Deutschen nicht mehr Straßenbahn und Eisenbahn benutzen, noch konnten wir in Geschäften etwas kaufen. Was wir erstanden, war meistens getauscht. Jeder gab seine Wert-sachen, Kleidung und anderes mehr, nur um etwas Fleisch oder Fettigkeiten zu erreichen.

Wir Pastoren genossen ein besonders großes Vertrauen in der Bevölkerung, waren wir doch fast die einzigen, die geblieben waren. Die meisten Beamten, Landrat, Lehrer, Apotheker, Ärzte bis auf ganz wenige waren vor dem Russeneinmarsch geflüchtet. Eine geringe Anzahl unserer Pastoren, die junge Frauen und Kinder hatten, waren ebenfalls geflohen, dort versahen brüderlich die katholischen Geistlichen das Amt. Sie hielten Gottesdienste, Beerdigungen nach evangelischem Ritus, wie wir einander überhaupt halfen, wo wir konnten. Sie fanden bei uns mehr Verständnis als bei den verhetzten polnisch katholischen Amtsbrüdern, die ihnen ihre Kirchen und Wohnungen beschlagnahmten. Wir stellten den Katholiken unsere Kirche zur Verfügung, es gab in dieser Zeit nichts Trennendes. Es war eine Bruderschaft, die ich nie vergessen werde.

In diesem Jahr 1945/46 starben sehr viele Menschen. Bis zur Austreibung am 7. Mai 1946 haben Pastor Scholz und ich 131 Säuglinge beerdigt, weithin ohne Särge und im ganzen 1.006 Menschen, die (besonders die Älteren) die Hunger- und Notzeit nicht ausgehalten haben. Eine große Zahl.

Ich besinne auf einen Nachmittag im Januar. Bei bitterer Kälte hatte ich 5 Beerdigungen hintereinander in der kalten Kapelle zu halten. So arbeiteten wir bis zum April 1946, da kam zu mir eine mir wohlgesinnte Polin, die bei dem Starosten arbeitete, und sagte:

„Ich habe soeben die Verfügung geschrieben, die Pastoren und die Angestellten müssen heraus, damit den Gemeinden ihre eigentliche Stütze genommen würde. Die Gemeinden sollen zerschlagen und zerstreut werde.“

Wir begannen alles für die Abfahrt vorzubereiten. Wir beschafften uns Säcke, es wurden Rucksäcke genäht, notwendige Kleidungsstücke legten wir uns griffbereit. 8 Tage später war es soweit. Ich war gerade zu einem Krankenabendmahl gegangen. Als ich gegen Mittag nach Hause kam, saßen seit 2 Stunden 5 Polen in der Wohnung, durchsuchten alles, nahmen beiseite, was sie für sich brauchen konnten. Alle Bewohner unseres Hauses, auch wir, mußten das Haus räumen. Kaum konnten wir das Nötigste mitnehmen. Wir wurden in die große Schule gebracht. Dort verbrachten

wir auf unseren Säcken hockend dicht aneinandergepfercht die Nacht. Am nächsten Morgen, dem 7. Mai 1946, wurden wir auf den Schulhof beordert, wurden in der Turnhalle nach Wertgegenständen durchsucht. Nach langem Warten mussten wir uns anstellen und wurden unter Johlen von den Polen mit Peitschen- und Kolbenhieben, wenn es ihnen zu langsam dünkte, zum Bahnhof Altwasser getrieben. Dort stand ein langer Zug mit Viehwagen für uns bereit. Da hinein wurden wir verfrachtet, so dicht gedrängt, daß man kaum sitzen konnte. Da ich gerade eine Grippe hinter mir hatte und noch sehr elend war, durfte ich im sogenannten „Sanitätswagen“ bleiben, der sich nur dadurch von den anderen unterschied, daß außen ein rotes Kreuz gemalt und er nicht so voll war wie die andern Waggons, so daß ich mich auf meinem Wäschesack ausstrecken konnte.

Am Dienstag, den 7. Mai 1946, abends fuhr der Zug ab. Wir sangen deutsche Glaubens- und Heimatlieder. Die Fahrt ging zunächst durch die Nacht bis Kohlfurt, wo wir entlaust wurden, am 8. Mai über die Oder-Neisse-Linie hinüber nach Wehrkirch-Horka N/L., wo uns die deutschen Behörden in Empfang nahmen.

Aber erst am 9. Mai in Marienborn gab es eine warme Suppe und Brot. Am Freitag, den 10. Mai passierten wir die Zonengrenze bei Helmstedt und wurden in Personenwagen umquartiert. Weiter gings in der Nacht über Braunschweig, Hannover, Minden, Osnabrück nach Rheine. Das war zunächst Endstation.

Wir wurden am Morgen des 11. Mai ausgeladen. Dann ging es per Zug nach Maria Feen, dort per L.K.W. ins Lager, wo wir die Nacht über bleiben sollten. Ich fand dort Unterkunft bei katholischen Schwestern, wohl, weil ich sehr erschöpft war (ich wog kaum 98 Pfund). Welch eine Seligkeit, nach einem erquickenden Bade im sauberen Bett schlafen zu dürfen, gestärkt durch Weißbrot, Pumpernickel, Ei und schwarzen Tee. Am nächsten Morgen, einem Sonntag, bin ich in den katholischen Gottesdienst gegangen, bewegt und ergriffen, Gott lobend und dankend für diesen ersten Sonntag ohne Angst, ohne Russen und Polen und in Deutschland.

Von Maria Feen aus versuchte ich Verbindung aufzunehmen mit meinem Bruder und Freunden. Von dort ging es weiter nach Westen. Ich kam auf ein einsames Bauerngehöft, in der Nähe der Grenzstadt Bocholt, das Bruder und Schwester bewirtschafteten. Sie waren nicht gerade erfreut, in ihr Haus einen evangelischen Pfarrer aufnehmen zu müssen, der elend und ihnen in der Landwirtschaft keine Hilfe war. Dort blieb ich einige Wochen.

Inzwischen bewarb ich mich in Bremen um eine Pfarrstelle und nahm Verbindung über die Engländer (Besatzungsmacht) auf, um eine Ausreisegenehmigung nach Schweden zu bekommen. Ich wollte meine Frau wie-

dersehen, die von Waldenburg aus auf abenteuerlicher Fahrt November 1945 über Warschau nach Schweden gelangt war. Im Sommer 1946 hielt ich in Bremen-Grambke meine Probepredigt, wurde gewählt und am 6. Oktober 1946 (Erntedank) eingeführt. Dort habe ich bis zu meiner Emeritierung am 16. August 1962 amtiert.

#### QUELLEN

- Briefe von Ewald Nay an den Verfasser vom 24.12.1963, 19.6.1964 und 4.1.1965  
 Ewald Nay, Darstellung meiner Erlebnisse in Schlesien unter Russen und Polen 1945/1946, aufgeschrieben 1962  
 Ewald Nay, Kritik an Bultmanns Johannes Kommentar, zugleich eine Kritik an seiner dogmatischen Position, masch., 1 S., 1965  
 Leumundszeugnisse für Ewald Nay von Reinhold Krinke vom 6.8.1957; von Walter Schwarz vom 9.8.1946 und von Fritz Nitschke, Halle, vom 21.7.1946

#### LITERATUR

- Art. Nay, Ewald in: Bremer Pfarrerbuch, bearb. von H. Ammann, Bd. 2 (1996), S. 127  
 Festschrift zur Feier des 250 jährigen Bestehens der Grambker Kirche (1722-1972), hg. von Günter Schulz, Bremen 1972, S. 27f.

### **Reinhard Leue, Rys biograficzny pastora Ewalda Naya (1894–1965)**

Po krótkim opisie jego życia Leue docenia znaczenie wrocławskiego proboszcza Ewalda Naya jako człowieka, jako proboszcza i jako teologa. Nay był w latach 1937–1944 proboszczem przy kościele Lutra we Wrocławiu, do którego należały również kliniki uniwersyteckie z wieloma profesorami. Nay był dobrym duszpasterzem i posiadał szczególny dar nauczania młodzieży. Był on przeciwnikiem narodowego-socjalizmu i pomagał wielu osobom, które cierpiały prześladowania ze strony państwa. Na okres od maja 1945 do maja 1946 przeniesiono go do Wałbrzycha Starego Zdroju, gdzie towarzyszył on i umacniał tamtejszą parafię w trudnym okresie powojennym. W późniejszym czasie do roku 1962 r. był on proboszczem w Bremie w dzielnicy Grambke. Do jego rysu biograficznego załączono szczegółową relację na temat niezwykle poruszającej pracy parafialnej Naya w okresie po zakończeniu drugiej wojny światowej.